

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 2

Artikel: Gedichteter Tag : Wilhelm Lehmann zum fünfundachtzigsten Geburtstag am 4. Mai 1967
Autor: Krättli, Anton
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161984>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedichteter Tag

Wilhelm Lehmann zum fünfundachtzigsten Geburtstag am 4. Mai 1967

ANTON KRÄTTLI

Die Überschrift zu diesen Zeilen entnehme ich dem Band *Sichtbare Zeit*, der Wilhelm Lehmanns Gedichte aus den Jahren 1962 bis 1966 vereinigt. Sie steht dort, zugleich wie eine Formel für das gesamte lyrische Werk des Dichters, über einem Gedicht, das als Zwiesprache des Lyrikers mit dem Skeptiker, jedenfalls als Rede und Gegenrede zweier Menschen gestaltet ist, von denen der eine die Notwendigkeit, der andere aber die Unsicherheit und die Fragwürdigkeit dichterischen Sagens geltend macht. Wer — so fragt der eine — spricht für die Herrlichkeit des Sommers, für Laub und Wasser und Lüfte, den Dank aus? Der andere gibt zu bedenken, ob es denn nicht genüge, Laub und Lüfte zu fühlen. Brauchst du dazu ein Gedicht? Für den Lyriker ist die Antwort auf diese Frage nicht zweifelhaft. Erst indem er dem Schweigen der Natur im Gedicht mit Sprache begegnet, wird ihm die Natur überhaupt geschenkt. Der Zweifler gibt sich mit dieser Auskunft noch immer nicht zufrieden; er fragt den Dichter, woher er denn wissen wolle, ob ihm gelungen sei, was er erstrebte? Seiner Freude vermöge er wohl Ausdruck zu geben, doch werde er nie erfahren, ob sein Gesang «Laub und Wasser und Lüfte» erfreue, denen er zgedacht sei. Das Gedicht schließt:

*Wenn sie die Antwort schweigen,
Genug, daß mein Wort sie nicht stört.
Ahnung kann sich nur wagen,
Sie hätten mir zugehört.*

*Denn mit vollerm Schweigen
Atmen sie vor sich hin.
Könnten sie lächeln, sie lächeln
Und sinnen weiter den Sinn.*

So läßt es der Dichter zuletzt selbst offen, ob die Zwiesprache, die er sucht, nicht vielleicht doch nur ein Monolog sei. Bescheiden spricht er vom Wagnis der Ahnung; Gewißheit ist ihm versagt. Aber er trägt es mit souveräner Gelassenheit. Er ist nicht darauf angewiesen, auf Standpunkten

und Beweisen zu beharren. Offenheit kennzeichnet das Werk und den Menschen, der sich jederzeit dem Gespräch stellt und ein Meister auch der Kunst ist, auf ein Gegenüber einzugehen. Wilhelm Lehmann setzt sich in Aufsätzen oder bei der Lesung seiner Gedichte in einführenden Worten mit den Hemmungen und Bedenken auseinander, die den Leser bedrängen können. Auch da ist das Gespräch ein Wagnis, ungewiß in seinem Ausgang, ein Versuch, der sich vor allem auf gegenseitiges Vertrauen stützen muß.

Die Gedichte des Bandes *Sichtbare Zeit* lassen deutlicher und reiner zwei Wesenszüge hervortreten, die Wilhelm Lehmanns Lyrik auszeichnen. Zunächst fällt auf, wie sich darin formale Strenge und lässiges Spiel verschränken. Mit Sicherheit ist wohl nicht zu sagen, wie ernst oder wie scherzhaft in jedem einzelnen Fall der gesuchte oder der gewöhnliche Reim eingesetzt, wie streng oder wie spielerisch die Verse gefügt sind. Ihr Zauber besteht darin, daß in ihnen das Schwere leicht und manchmal auch das Leichte schwer erscheint. Ironie ist im Spiel, auch Freude am künstlerischen Handwerk, und im ganzen waltet ein Geist, der über Sprache, Bild und Reim nicht als ein Herrscher, jedoch in heiterer Gelassenheit verfügt. Besonders deutlich wird das sichtbar in den kühnen Verkürzungen und Verknappungen des Ausdrucks:

*Wenn sie die Antwort schweigen,
Genug, daß mein Wort sie nicht stört.*

Die Verse lesen sich wie eine Abbeviatur des Gedankens. Ein weiteres Beispiel:

*Sag uns, was dir an der Welt gefällt
Und du mehr als nichts erreicht.*

Wer unter Naturlyrik Gedichte versteht, in denen Stimmung wie von selbst zu Sprache wird, den weisen Wilhelm Lehmanns Naturgedichte immer wieder darauf hin, daß sie Kunstgebilde sind, Texte eines Sprachkünstlers, dessen Bildung in jedem Wort und in jeder Wendung gegenwärtig ist, wobei es wiederum zu seinen künstlerischen Ränken und Schlichen gehört, daß er seine erlesenen Kenntnisse und seine beziehungsreichen Anspielungen mit Vorliebe in läßigem Parlando anbringt.

Ich komme damit auf die zweite charakteristische Eigenschaft seiner späten Gedichte zu sprechen. Sie sind alle «gedichteter Tag», einem Augenblick, einer Gegenwart zugewendet: dem Spätnachmittag in Meran, den Dünen zu Amrum, dem Sommertag, von dem «das Auge speist» und das Ohr, der «flüchtigen Dauer», die dem Menschen beschieden ist.

Dazu nun steht scheinbar im Widerspruch, daß Wilhelm Lehmanns Gedichte Bilder und Gestalten großer Vergangenheit beschwören. Die Diva

ist Aphrodite, die schöne Reisende, die an den Strand fährt, Undine; die Förde weitet sich zur Ägäischen See, und die Magd, die den Garten jätet, ist die Magd der Antigone. Die Gegenwart ist ein «Homerisches Jetzt», ein Augenblick des großen Gesangs:

*Die Rinder schnauben
Den Redder entlang.
Schleppfüßig nennt sie
Der große Gesang.*

Licht, Farbe, Dunst und Körperlichkeit — es ist, wie es immer schon gewesen sein muß: die Rinder am Heckenweg auf Schleswig-Holsteins Weiden verkörpern die Herde in Homers Odyssee.

*Und da zuletzt,
Da die Frau, die sie lenkt,
Einen Blick mir schenkt,
Geschieht es als später
Gruß der Demeter.*

Natur und Mythos, Gegenwart und ferne Vorzeit fallen in eins. In manchem Gedicht läßt sich diese Bewegung verfolgen, in «Griechischer Hauch» zum Beispiel oder in «Noch ein Tag». Nicht nur die Gestalten der Antike, nicht nur die Mythologie und die Gesänge der alten Dichter sind gegenwärtig, sondern die ganze Kultur des Abendlandes, neben Prokne, die von den Göttern in eine Schwalbe verwandelt wurde, Händel, Vivaldi, Fantin-Latour, Dürer, Monet, der Chaplinische Greis und Rembrandt. Manchmal, so im Falle von Diarmuid und Grainne, dem Helden und der Königin der keltischen Sage, sieht sich der Dichter gar genötigt, die ungeläufigen Namen in Fußnoten zu erklären. Dennoch wäre es falsch, von Bildungslyrik zu sprechen und in all diesen Anspielungen, Zitaten oder Reminiszenzen nichts weiter zu sehen als gelehrtes Spiel mit Bildungsgut. Wilhelm Lehmanns Gedichte sind nicht Beschwörungen des Vergangenen, sondern Gegenwart, in der auch das Vergangene aufgehoben ist.

Der Dichter erörtert einmal die poetischen Grundlagen seines Schaffens und erblickt sie in einem «Angriff des Daseins», dem er mit einem «Angriff der Sprache» antwortet. Dies versteht er als seine Aufgabe in der Welt: Antwort zu geben auf die Angriffe des Daseins. In «Gedichteter Tag» besteht die poetische Grundlage in der Realität eines «grünen Tages». Die Herde am Mittag, das Mädchen, das den Garten bestellt, ein Apfel oder eine Blume fordern den Dichter zum Gedicht heraus. Aus den Bildern und Begriffen, die ihm die Sprache anbietet, wählt er Zeichen und Worte, und

dies nicht in der Absicht, jene Vorstöße von außen in der Sprache nachzuempfinden und nachzugestalten, sondern ihnen zu begegnen und ein Gleichgewicht zu schaffen aus Natur und Kunst. Sein Gedicht ist gelungen, nämlich dichterisch wahr, wenn der Waagebalken in der Schwebelage bleibt. Er sieht seit langem vernachlässigt, was er «reines Empfangen gesammelten Wesens» nennt, und eben dieser wunderbaren Fähigkeit des Menschen wendet er sich ganz zu. Sein Gedicht, so formuliert er es einmal, «produziert das Bewußtsein von Zusammenhängen, die auf andre Weise nicht mitteilbar sind. Wäre die Welt uns ganz verständlich, brauchten wir keine Verse. Ein gelungenes Gedicht, schweifend und begrenzend zugleich, ist immer wahr. Unter seinem Zuspruch existieren wir kräftiger. Wem es Tat und Ereignis wird, der wird seinen Enthusiasmus nicht verleugnen und die Frage: wie liest man ein Gedicht? mit ihm beantworten».

In der Serenität seiner hohen Jahre spricht Wilhelm Lehmann «heiter mit der schlimmen Welt», wie im Spiel, erfahren im Leid und in der Freude, dem gegenwärtigen Tage ganz zugewandt und doch schon darüber stehend. Er hat Zeit genug:

*Das Auge speist, das Ohr. Ich habe Zeit genug.
Verschwenderisch noch vor dem Ende, Leben,
Gewärtig, wirklich, kein Betrug.*

Geselligkeit und Offenheit, Bereitschaft zum Gespräch, die Kunst selbst verstanden als Antwort: es sind Befunde, die Seltenheitswert haben in der zeitgenössischen Dichtung. Und daß Überlieferung auflebt im Erkennen der Gegenwart, auch das verdanken wir dem Lyriker Wilhelm Lehmann. Dem Streit der Richtungen und Programme in der Kunst ist er längst entrückt, ein Meister seiner eigenen Art, unverwechselbar und liebenswürdig. Seine Gedichte sind Kreuzungspunkte, man kann sie lokalisieren und datieren. Wer auf sie zugeht, begegnet einem höflichen Weisen, und im Gespräch mit ihm nehmen wir teil an Unterhaltungen, die er mit Laub und Lüften ebenso führt wie mit den Gestalten der Sage und mit den Dichtern und Künstlern anderer Zeiten.

Am 4. Mai 1967 wird Wilhelm Lehmann fünfundachtzig. Unser Glückwunsch ist Dank.

Die drei Gedichte, die wir auf den folgenden Seiten abdrucken, sind in dem neuen Band «Sichtbare Zeit» enthalten, der im Verlag Sigbert Mohn, Gütersloh, erschienen ist. Wilhelm Lehmann hat sie uns freundlicherweise in seiner schönen Handschrift für den Abdruck in den «Schweizer Monatsheften» überlassen.

Gedichte

WILHELM LEHMANN

Am vollständigen Tage

Von eiliger Verzweiflung, Welt, geschunden,
An einem Tag zu sich zurückgefunden.
Die Erde abgestanden, schal?
Wie steht ihr gut
Der Himmelshut,
Als sah' ich sie darin zum ersten Mal!

Ich bin auf der Terrasse gesessen
Und habe von der Luft gegessen.
Ein Ohrwurm stieg aus den Strandkorbtaschen;
Mit kupferner Schere
Setzt er sich zur Wehre,
Mit dünner Zange
Ist ihm nicht bange.
Er kam wie ich, von der Wärme zu naschen.
Die Sommerblitze sahen wir blitzen,
Fahrig zügelnde Degenspitzen.

Die Zeit, unser beider Eigentum,
Die Daseinstat schon Daseinsruhm.

Merkins Wiederkehr

Im lauen Luft gebadet, mildem Licht,
Von Kopf zu Fuße Eise, Broche.

Ich geh weiter nicht,
In Ende meine Suche.

Ich fand den Fund:

Ruhigen laules Haug,
Da es ein Hauch besprach
Mit weidwar Mund
Schale und Schote brach
Wie Wurm meiner Traug.

Jetzt erst fass Mut,
Mit schwarzem Blut
Füllt seine Beere der Flieder.

Vom Kriß der Luft gewacht,
Daß er im Grab sich pöht,
Die Slieder pecht,
Von aller glut geschönt;
In dasciustag vorführt,
Kam Merkin nieder.

Merlins Wiederkehr

In lauer Luft gebadet, mildem Licht,
Von Kopf zu FuÙe Eiche, Buche.
Ich gehe weiter nicht,
Zu Ende meine Suche.
Ich fand den Fund.

Ruhigen Laubes Hang,
Da es ein Hauch besprach
Mit weichem Mund.
Schale und Schote brach
Willkommener Zwang.

Jetzt erst faÙt Mut,
Mit schwarzem Blut
Füllt seine Beere der Flieder.

Vom KuÙ der Luft geweckt,
DaÙ er im Grab sich rührt,
Die Glieder reckt,
Von alter Glut geschürt,
Zu Daseinstag verführt,
Kam Merlin wieder.

Der Dank

Zurückgeballt ins Kurze, Baumäonen,
In Eichel, Ecker breite Kronen.

Oktoberlicht steht jäh im Windeszug,
Wie Katapult schießt Busch zu Busche Hänflingsflug.

Kastanie öffnet kugeligen Schrein,
Ins Mahagoni ihres Innern lädt sie ein.

Ihr habt mich oft euch eingestimmt.
Was gebe ich, der von euch nimmt?

Die Achsel zuckt: nichts als Gedichte?
Gemach! Auch sie sind Weltgeschichte.